GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Zur Vergleichbarkeit von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews

Ostner, Ilona

1982

https://doi.org/10.25595/794

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ostner, Ilona: *Zur Vergleichbarkeit von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews*, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 5 (1982) Nr: 7, 61-75. DOI: https://doi.org/10.25595/794.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

beiträge 7

zur feministischen theorie und praxis

Dokumentation der Tagung

WEIBLICHE

BIOGRAPHIEN

in Bielefeld, Oktober 81
Geschäftsstelle Frauenforschung

Hrsg. von Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. im Verlag Frauenoffensive

WEIBLICHE BIOGRAPHIEN

beiträge 7
zur feministischen theorie und praxis

I.
5 Zur Geschichte der Tagung „Weibliche Biographien"

II.
8 Einleitungsreferate

Erika Adolphy: **Einige Gedanken zu der Frage: Was ist eigentlich eine normale Frauenbiographie?**

10 Ilse Brehmer: **Historische Genese. Frauenbewegung und die Erforschung des weiblichen Lebenslaufs**

III.
14 Historisch orientierte Biographieprojekte

Christina Vanja: **Probleme und Möglichkeiten der Arbeit über weibliche Biographien in der mittelalterlichen Geschichte**

18 Gudrun Wedel: **„Frauen schreiben über sich selbst: Lebensläufe im 19. Jahrhundert**

23 Inge Buck, Helga Grubitzsch, Annegret Pelz, Sabine Reineke: **Frauenleben. Lebensmöglichkeiten und -schwierigkeiten von Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft**

37 Christl Wickert: **Weiblicher Lebenszusammenhang und politische Arbeit: Zur Politisierung von SPD-Frauen der Weimarer Republik. Die Auswirkungen ihrer Arbeit auf das persönliche Leben**

45 Xiane Germain, Christine Woesler de Panafieu: **Kriegserfahrungen von Frauen – ans Licht geholt**

IV.
54 Methodische Probleme biographischer Frauenforschung

Maria Mies: **Weibliche Lebensgeschichte und Zeitgeschichte**

61 Ilona Ostner: **Zur Vergleichbarkeit von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews**

V.
76 Biographieforschung zur heutigen Situation von Frauen

Angelika Diezinger, Regine Marquardt, Helga Bilden: **Jugendarbeitslosigkeit und weibliche Normalbiographie**

84 Anne Kurth, Ulrike Kreyssig: **„Wenn ich vollgedrückt bin, brauche ich nichts und niemanden mehr und habe keine Angst." Frauenforschung mit drogenabhängigen jugendlichen Frauen im Strafvollzug**

94 Lerke Gravenhorst: **Zwei Leben – eine Ehe. Sozialbiographische Strukturen systematischer Verfehlung. Eine Fallanalyse**

102 Hedwig Ortmann: **Intellektualität und Mutterschaft**

105 Monika Oubaid: **Mutterschaft und Beruf**

107 Anna Borkowsky: **Wiedereinstieg – Chance zur Selbstbestimmung oder Flexibilisierung der Arbeitskraft von Frauen? Zur Problematik der „Normalbiographie" von Frauen**

VI.

116 **Biographische Ansätze in der Frauenbildungsarbeit**

Bettina Reichhelm: **Erarbeitung von Lebensbiographien im Verlauf eines Weiterbildungskurses mit türkischen Frauen**

121 Cornelia Giebeler: **„Dem eigenen Spiegelbild ins Gesicht sehen." Biographieerarbeitung mit fotographischem Material in der Frauenbildungsarbeit**

128 Christine Holzkamp: **Theaterworkshop „Weibliche Biographie"**

Anhang: Tagungsprogramm, Adressenliste

1.Auflage, 1982
© Verlag Frauenoffensive, München 1982
(Kellerstr. 39, 8000 München 80)

ISBN 3–88104–123–0
ISSN 0722–0189

Druck: Fa. Brockmann, Langenzenn
Satz: Sylvia Seyfried, München

Redaktionsgruppe: AG Weibliche Biographien

Adolphy, Erika, Hakenheider Weg 17 A, 4817 Leopoldshöhe
Braszeit, Anne, Siechenmarschstr. 11 a, 4800 Bielefeld 1
Brehmer, Ilse, Wittekindstr. 22, 4800 Bielefeld 1
Thienel, Helga, Siegfriedstr. 39, 4800 Bielefeld 1
Witych, Barbara, Bahnhofstr. 13, 4800 Bielefeld 1

„Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V." Jülicher Str. 22, 5000 Köln 1

Adressen der regionalen Kontaktfrauen:

Berlin: Gerda Lischke, Tel. 030 / 838 20 11 / 215 42 10 (priv.), Zietenstr. 21, 1 Berlin 30
Bielefeld: Geschäftsstelle Frauenforschung, Tel. 0521 / 106 52 67 / 68, Universitätsstr., Postfach 8640, 43 Bielefeld 1
Braunschweig: Petra Müller, Tel. 0521 / 433 32, Okerstr. 10a, 33 Braunschweig
Bremen: Hedwig Ortmann, Tel. 0421 / 726 16, Besselstr. 48, 28 Bremen
Dortmund: Irmhild Kettschau, Tel. 0231 / 755 21 51 / 02 923 / 1824 (priv.), 4775 Lippetal-Östinghausen – Ulrike Müller, Tel. 0231 / 14 51 86 (priv.) / 02 302 / 17 54 40, Poststr. 34, 46 Dortmund 1
Frankfurt: Helgard Kramer, Tel. 0611 / 75 20 03, Institut für Sozialforschung, Senckenberganlage, 6000 Frankfurt
Gießen: Uta Enders-Dragässer, Tel. 0641 / 789 89, Karl-Follen-Str. 7, 63 Gießen
Hamburg: Ruth Höh, Tel. 040 / 468 37 15 / 040 / 40 72 33 priv., Tresckowstr. 6, 2 Hamburg 19
Heidelberg: Angelika Köster-Lossack, Tel. 06221 / 232 53, Zähringerstr. 14, 69 Heidelberg
Kassel: Claudia Koch, Tel. 0561 / 751 27, Lasallestr. 14, 35 Kassel
Köln: z. Z. über Vereinsbüro
Mannheim (+ Ausland): Isis Ksiensik, Tel. 0621 / 40 36 61, Karl-Ludwig-Str. 31, 68 Mannheim
Münster: Gerda Köhler, Tel. 0251 / 258 54, Eckenerstr. 8, 44 Münster
Oldenburg: Marion Göhler, Tel. 0441 / 752 37, Jahnstr. 13, 29 Oldenburg
Regensburg: Elly Geiger, Franziskanerplatz 8, 84 Regensburg
Tübingen: Monika Barz, Tel. 07071 / 377 22, Mechingerstr. 26, 74 Tübingen
Wiesbaden: Trixi Klein, Tel. 06121 / 40 26 75, Roonstr. 11, 62 Wiesbaden

Stand: 1.6.1982

Ilona Ostner

ZUR VERGLEICHBARKEIT VON AUSSAGEN IN LEBENSGESCHICHTLICHEN INTERVIEWS

1. Einleitung

Wer qualitative Sozialforschung betreibt, dürfte sich immer noch ziemlich allein gelassen fühlen. Für diesen Beitrag habe ich noch einmal – wie damals 1977, als wir uns entschlossen, mit Hilfe offener Interviews Praxisformen im Pflegeberuf zu untersuchen – Handbücher und Zeitschriftenartikel rund um das Thema „Praxis qualitativer Sozialforschung" durchgeschaut. Einige Reader sind inzwischen erschienen (z. B. GERDES 1979; HOPF/WEINGARTEN 1979; NIETHAMMER 1980; SOEFFNER 1979), Zeitschriften greifen das Thema auf (vgl. ARGUMENT 123, 1980). Dennoch zeigt bereits ein flüchtiger Blick, daß es so gut wie keine Beiträge gibt, die berichten, wie im einzelnen, in welchen Schritten offene Interviews ausgewertet und die Forderungen nach Gültigkeit, Verläßlichkeit und Vergleichbarkeit eingelöst wurden. Ich habe lange Ausführungen darüber gefunden, was bei qualitativer/explorativer/interpretativer Forschung zu beachten sei und in welche Verständigungsfallen der Forschungsprozeß verstrickt ist. Meist erschöpfen sich die Beiträge im Hinweis auf solche Fallen, eingebunden in eine Theorie der Forschung als Interaktionsprozeß. Der Schritt von solch einer „Theorie der Auswertung (sprobleme)" zur Auswertungs-Praxis wird bestenfalls ansatzweise und auch dann nur beschränkt auf das einzelne Interview vollzogen (vgl. z. B. OEVERMANN/ALLERT/KONAU/KRAMBECK 1979). Ich vermisse Einblicke in das „Handwerkliche" der Auswertung. Fast ließe sich von einer Scheu, den konkreten Auswertungsprozeß aufzudecken, offenzulegen, sprechen. Weshalb? Weil sich dort vielleicht forschungspragmatisch eine Ökonomisierung im Umgang mit dem Material durchgesetzt hat und durchsetzen mußte – die Entscheidung zur Bescheidung?

Die Kluft zwischen Theorie und Praxis interpretativer Verfahren, wie sie offene Interviews verlangen, wird in einem der wenigen Artikel deutlich, der sich u. a. mit der Auswertungspraxis befaßt. Dort – in der Praxis – stehen neben Gültigkeits- und Vergleichbarkeitsfragen auch Fragen der Routinisierung und Ökonomisierung der Auswertung im Vordergrund. MÜHLFELD / WINDOLF / LAMPERT / KRÜGER (1981) nennen einige Voraussetzungen für solch eine Ökonomisierung des Auswertungsprozesses, die dann ihre langen Ausführungen zu Verständigungsfallen im Forschungsprozeß relativieren: z. B. den „Anspruch, zur Interpretation der Textstellen möglichst wenig Vermutungen über außerhalb der Interviewsituation liegende Daseinsbedingungen der Befragten aufzustellen". Die Interpretation wird demnach auf die Interview-Situation eingeschränkt. „Grundlage der Interpretation ist also zunächst nicht mehr als der Fragebogen und die Interview-Interaktion" (S. 338-339). Damit kann Gültigkeit der Aussagen zumindest für die Interview-Situation sichergestellt werden. Ferner gehen die Autoren grundsätzlich von einer „unverstellten Mitteilungsfähigkeit" aus. Aussagen im Interview kennzeichnen grundsätzlich die Betroffenheit auch außerhalb des Interviews; auch ist nicht ohne weiteres einzusehen, warum in einer Interview-Situation der Legitimationszwang erheblich größer sein soll als in anderen Situationen (ebd.). Die Grenze zwischen künstlicher und nicht-künstlicher, „echter" (?) Gesprächssituation ist nicht identisch, wie ich meine, mit der Grenze zwischen beruflich bedingten und privaten Kontakten. Wer besitzt schon, selbst in der Intimität einer Liebesbeziehung, die Gewißheit der Verständigung und des Verstehens? Die Interview-Situation ist eine Möglichkeit, Sachverhalte, Arbeits- und Lebensbedingungen zur Sprache zu bringen. Als unverbindliche Gelegenheit birgt sie die Chance von Aufrichtigkeit (vgl. OSTNER/KRUTWASCHOTT 1981, S. 102).

Auch die Bielefelder Tagung bot nur wenig Beiträge zum Thema: Wie werte ich lebensgeschichtliche Interviews *soziologisch* aus, soziologisch, damit meine ich: wie garantiert meine Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews die Möglichkeit, Einzelaussagen vergleichbar zu machen, zu verallgemeinern, von der einzelnen besonderen Frau, ihrem Leben auf das Leben anderer Frauen, auf ein bestimmtes Milieu, eine Epoche in einer bestimmten Gesellschaft zu schließen?

Daß Forschung, auch qualitative Sozialforschung und Frauenforschung, zur Verallgemei-

nerung kommen will, daß Forschung und Wissenschaft gar nicht anders definiert werden kann, glaube ich nicht eigens begründen oder gar rechtfertigen zu müssen.
Schließlich kommt Wissenschaft dem Begriff „unmittelbar gesellschaftlicher Arbeit" – einem wesentlichen Aspekt des Arbeitsbegriffes der Pariser Manuskripte von Marx – recht nah: von einem wissenschaftlichen Resultat kann überhaupt nur dann gesprochen werden, wenn es *allgemein*, d. h. prinzipiell für jede(n) brauchbar und gültig ist. Deshalb auch ist Veröffentlichung im umfassenden Sinn essentiell für wissenschaftliche Tätigkeit (vgl. BÖHME 1976).
Howard S. BECKER (1972, S. 220) schreibt, daß es nicht einmal dem orthodoxesten monographischen, an einzigartigen Ereignissen und Menschen interessierten Historiker gelingt, Ereignisse und Menschen darzustellen, ohne sehr allgemeine Begriffe einzuführen, die die Zeit näher beschreiben, in der diese Ereignisse geschehen und Menschen leben. Sozialwissenschaft wäre dann ein Erkenntnisprozeß, der zwischen Einmaligem und Allgemeinem wechselt und theoretisch vermittelt. Zu dieser Vermittlungsleistung gehört dann auch die Fähigkeit zur Distanz und das Wissen, daß auch Betroffenenwissenschaft nur „auf dem Zaun sitzt": Sie nimmt Teil am Leben der untersuchten Gruppe und ist doch nie ganz Teil von ihr. Aber nur diese wissenschaftliche „Un-Befangenheit", daß wir als Forscher/innen nicht in derselben Art und Weise wie die von uns untersuchte Gruppe „verstrickt" sind, macht die Vermittlung von Besonderem und Allgemeinem und damit Wissenschaft möglich.
Wie aber geschieht in der Auswertung dieser Wechsel von besonderer einzigartiger Aussage – Aussage: da wir uns auf das Interview beschränken, also Aussagen über Interview-Aussagen machen – zur allgemeinen? Wie komme ich innerhalb eines Interviews von der Einzelanalyse zur Gesamtanalyse, wie für die Gesamtheit der Interviews? Wie entdecke ich den „gesellschaftlichen Gehalt" von Texten? Hilfreich waren für uns die Arbeiten von BARTON/LAZARSFELD (1955, dt. 1979), JAHODA/LAZARSFELD/ZEISEL (1975), POPITZ/BAHRDT/JÜRES/KESTING (1957), RITSERT (1975) und ZEISL (1933). Die meiste Zeit waren wir im Team jedoch auf unsere eigene Phantasie im Umgang mit dem schwer überschaubaren, komplexen Material angewiesen.
Rückblickend können wir heute sagen, daß unsere Methodenwahl aus persönlicher Neigung, aus Neugier und aus Lust am Ausprobieren (u. a. aus Spaß an der Arbeit mit Computerprogrammen), allerdings auch aus Berührungsangst mit dem „Gegen-Stand" der Untersuchung erfolgte. Wir meinen heute, daß die Aufforderung, doch die Untersuchten Experten, „Subjekte" ihrer Situation sein zu lassen, die Fremdheit zwischen Forschern und Beforschten noch nicht aufhebt; sie u. U. auf einer neuen Ebene wiederherstellt. Qualitative Forschung ist ein kontingenter Prozeß; wie jedes kommunikative Handeln nur bedingt voraussehbar, plan- und berechenbar. Diese besondere Rationalität kommunikativen Handelns im Forschungsprozeß und seine relative Offenheit hat uns im Lauf der Auswertung mit ungeahnten Einsichten konfrontiert, die uns anregten, noch einmal hinter unsere Vorannahmen zurückzugehen und unseren Zugang zum Thema „Frauenberuf" ideologie-kritischer als bisher zu konstruieren. Daß wir inzwischen für unsere Untersuchungsergebnisse Beifall aus den unterschiedlichsten politischen Lagern bekommen, hat uns nachdenklich gemacht und in Abgrenzungsprobleme gebracht. Gibt und gab es für uns überhaupt ein Interesse am Pflegeberuf, das über unser beruflich wissenschaftliches hinausgeht? Worin besteht unser Plädoyer? Wo haben wir allzu früh die Reflexion auf den politischen Gehalt und die möglichen politischen Konsequenzen unseres Ansatzes und unserer Ergebnisse abgeschnitten? Die wenigsten dieser Fragen lassen sich völlig im Vorfeld einer Untersuchung klären. Für die Auswertungspraxis schließen wir uns der Skepsis von MÜHLFELD u. a. (1981, S. 332) an. Auch wir bezweifeln, daß es *die* „oder eine grundlegende methodologisch reine Technik geben wird, die auf jede Untersuchung mittels qualitativer Verfahren anwendbar ist; wir sind eher der Überzeugung, daß diese Versuche vielmehr Anleitung zum Entwurf der Erhebungsphase (Interviewtechnik) und der Auswertung geben können, wobei für die Auswertung ein inhaltlich (weniger formal) je neues Konzept, das theorie- und textgebunden ist, entwickelt werden muß".
Bevor ich nun auf das Thema „Vergleichbarkeit" und unsere Auswertungspraxis eingehe, in die Überlegungen oben zitierter Autoren eingegangen sind, will ich einige Hinweise auf den Gang nachfolgender Überlegungen geben: Ich frage zunächst, weshalb überhaupt „Vergleichbarkeit" qualitativer Aussagen als Problem auftaucht. Was wird qualitativer Sozial-

forschung unterstellt, wenn „Vergleichbarkeit von Aussagen" als eines ihrer Probleme genannt wird? Ich bewege mich mit diesen Fragen auf der Ebene von Vorurteilen über qualitative Forschung. Was – so die nächste Frage – verhindert oder erschwert möglicherweise eine „Vergleichbarkeit" von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews? Am Beispiel u. a. der Kategorien „Zeit", „Milieu" (eine Kategorie, die nicht ganz von „Zeit" getrennt werden kann) will ich einige Probleme für „Vergleichbarkeit", aber auch einige Möglichkeiten des Umgangs mit diesen Schwierigkeiten aufzeigen. Solche Möglichkeiten können innerhalb eines Interviews und zwischen den Interviews (u. a. mit Hinweis auf die Rolle des „Zählens") entdeckt werden. Allem voran möchte ich gleich einige Anmerkungen zu unserer Untersuchung – „Krankenpflege – ein Frauenberuf?" – und zum „Handwerklichen" der Auswertung stellen.

2. Anmerkungen zu unserer Untersuchung: Theoretische Annahmen, Hypothesen, „Parteilichkeiten", Untersuchungsfeld, Datenerhebung, Auswertungsverfahren, Veröffentlichung

Was waren unsere ursprünglichen Annahmen? Der Plan für eine empirische Untersuchung eines typischen Frauenberufes entstand aus dem Bedürfnis, unsere theoretischen Überlegungen zur Teilung gesellschaftlicher Arbeit in verschiedene (gesellschaftlich notwendige, aber nicht unbedingt „gesellschaftliche") Arbeitsformen mit jeweils spezifischer „Logik", z. B. in die Arbeitsformen Beruf und Hausarbeit (im weitesten Sinn), zu Besonderheiten dieser jeweiligen Arbeitsformen, jeweils besonderen Anforderungsprofilen, erforderlichen Arbeitsweisen, Wissensformen usw. differenzierter und zugleich anschaulicher zu formulieren. Unser empirisches Interesse blieb damit zunächst einem theoretischen Interesse an einer Theorie gesellschaftlicher Arbeit, Arbeitsteilung und der Rolle, die Frauen in diesem System gesellschaftlicher Arbeit(steilung) spielen (müssen), untergeordnet. Es ging und geht uns um die Frage, wie in unserer Gesellschaft gearbeitet wird, letztlich um eine Kritik der vorherrschenden Prinzipien von „Arbeit". In einem ersten theoretischen und historisch argumentierenden Schritt hatten wir zu zeigen versucht, wie die naturwissenschaftlich technische Medizin, die eher „männliche Profession", und ein „hausarbeitsnaher", bislang eher weiblicher Beruf wie die Krankenpflege ineinandergreifen (vgl. OSTNER/BECK-GERNSHEIM 1979, Kap. 1). Der Pflegeberuf war im 19. Jahrhundert explizit als weibliche Vor-, Zu- und Nacharbeit zur „einseitig männlichen Kultur" und in diesem Sinn kompensatorisch entstanden (vgl. Helene Lange). Der Unterschied, möglicherweise der Konflikt zwischen beruflicher und privater, unbezahlter, auf persönlicher Dienstleistung beruhenden Arbeitsform, zwischen beruflichem und weiblichem (hausarbeitsnahem) Arbeitsvermögen, zwischen Berufs- und Familien-/Haushaltsorientierung leitete unsere Vorannahmen.

Für die Untersuchung wurde folgende schlichte Grundthese formuliert: Weil Frauen während ihrer spezifischen Sozialisation vertraut werden mit privater Versorgungsarbeit, ihrer Logik und ihren Arbeitsweisen, nehmen sie berufliche Anforderungen anders wahr und reagieren anders als Männer; das heißt, sie nehmen die Anforderungen „nicht-so-beruflich", eher zurückbezogen auf die vor- und außerberuflichen Erfahrungen mit der anderen, nicht beruflichen Arbeitsform wahr. Gibt es weibliche Praxisformen im Pflegeberuf? Ist diese Praxis kritische Berufspraxis – mehr und anders als männliche Praxis?

Gab es ein persönliches erkenntnisleitendes Interesse für uns am Pflegeberuf? Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Krankenpflege zu einem staatlich geregelten und geschützten Frauenberuf konstruiert worden. War sie damit aber auch ein Beruf *für* Frauen? Was wäre denn ein Beruf *für* Frauen? War mit dem Pflegeberuf eine „Form" entstanden, die den Frauen gestattete, sich gleich dem Mann zu verwirklichen, an der Welt teilzuhaben, wie Helene LANGE einmal angenommen hatte? Welche Praxis ermöglicht die als Frauenberuf konstruierte Pflege?

Gerade von Berufen, die sich als typische Frauenberufe präsentieren und auch als solche anerkannt werden, von Berufen, die behaupten, auf weibliche Hände, weibliche Eigenart oder „Kultureinfluß" (Helene LANGE) angewiesen zu sein, kann erwartet werden, daß sie offen bleiben für das, was Frausein auch ausmacht: für die Möglichkeit, eigene Kinder zu haben, zu versorgen, mit ihnen zu leben. Für uns ist ein Beruf erst dann ein Frauen-Beruf, ein Beruf für Frauen, wenn er auch Kinderwunsch und Leben mit Kindern möglich macht bzw. möglichst wenig behindert. Wir haben hier sehr hohe Ansprüche an „Beruf" formuliert, wohl wissend, daß „Beruf" jene Individualisie-

rung voraussetzt, in der die Bindung an andere, an Kinder z. B., zur Unfreiheit verkommt. Welche Zukunft, welche Perspektiven wählen Frauen mit der Berufswahl Krankenpflege?

Die Wahl der Methode richtet sich nach dem Gegenstand der Untersuchung, ihrer Fragestellung und – was davon nicht ganz zu trennen ist – nach der Persönlichkeit der Forschenden.

Wir hatten uns für eine mündliche Befragung von Pflegekräften mit Hilfe eines Fragebogens mit offenen Fragen entschieden. Die Methode sollte beides ermöglichen: (1) die Berücksichtigung von Besonderheit, Einmaligem und Unerwartetem und (2) die Identifikation des Wiederkehrenden, Allgemeinen, Typischen im Besonderen – und zwar sowohl im Einzelinterview als auch in der Quer-/Gesamtanalyse, die alle Interviews versammelte. Solch ein kombiniertes Vorgehen wurde uns durch unsere Fragestellung nahegelegt, wollten wir doch (a) die Struktur eines typischen Frauenberufs aufdekken und (b) zugleich Einblick gewinnen, wie – auf der Grundlage welcher lebensgeschichtlichen Erfahrungen – die Arbeitenden mit dieser Struktur zurechtkommen, sie (er-)füllen und re-produzieren. Dieses letzte Interesse verlangt ein offenes Vorgehen, das den Prozeßcharakter der Interview-Interaktion und der Produktion von evaluierenden Aussagen über den Weg in den Beruf und den beruflichen Alltag nicht verdeckt.

Wir haben den Pflegenden unser eher (berufs-)theoretisches Interesse an ihrem Beruf offengelegt. Damit haben wir uns auch zu unserer Rolle als Wissenschaftlerinnen bekannt: Das Interview war dann eine Interaktion zwischen Menschen, die zwei verschiedene Berufe ausübten.

Unser doppeltes Anliegen und die Wahl einer Erhebungstechnik, die diesem entsprechen konnte und eine Kombination von qualitativen und quantitativen Auswertungsverfahren zuließ, schränkte die Zahl und den Umfang der Interviews bzw. die Größe der Untersuchungsgruppen von Anfang an auf ein Maß ein, das wir noch überblicken konnten.

Wir haben 60 weibliche (je 20 Allgemein-, Funktions- und Kinderkrankenschwestern) und 20 männliche examinierte Pflegekräfte Münchener Kliniken befragt. Die Kliniken entsprachen einander in technischer Ausstattung, Bettenzahl und „Forschungslastigkeit". Soweit Gesprächsbereitschaft vorhanden war, haben wir versucht, *alle* Pflegekräfte einer Station zu befragen. Mehr als die Hälfte der Pfleger war über 30 Jahre alt und hatte mindestens einen Berufswechsel hinter sich. Weniger als die Hälfte war verheiratet; von den Frauen (40 % über 30 Jahre) war nur ein Viertel verheiratet, was tendenziell die These der weiblichen Normalbiographie (vgl. René LEVY) bestätigte: entweder Beruf oder Ehe/Familie. Der Pflegeberuf zwingt auch den Mann tendenziell zu dieser ausschließenden Entscheidung.

Das doppelte Anliegen unserer Untersuchung – Strukturen zu erschließen und Praxis zu verstehen – verlangte eine entsprechende Konstruktion des Fragebogens: Neben Fragen zur Struktur der Pflege und des Pflegealltags (z. B. Fragen zur Konstitution der Aufgabe, Qualifikation, Arbeitsformen) formulierten wir auch Fragen zur Kindheit, insbesondere zu kindlichen Arbeitserfahrungen (wobei wir Familie als einen Arbeitsbereich besonderer Art begriffen haben), und Fragen zum Weg von der Kindheit in den Pflegeberuf.

Für Kinderkrankenschwestern und Pfleger haben wir den Fragebogen leicht modifiziert. Später bedauerten wir, daß wir die Männer im Beruf nicht nach der Vereinbarkeit von Beruf und Ehe/Familie gefragt haben. Schließlich war doch die Hälfte der Männer unverheiratet (geblieben). Die Befragung dauerte den ganzen Sommer und Herbst 1977. Die Pretestphase war kurz (zweimal zwei Interviews). Sie diente vor allem der Prüfung, ob die Fragen, die wir formuliert hatten, auch in dem von uns gemeinten Sinn verstanden werden konnten, und dazu, (Fragen-)„Ballast" abzuwerfen. Lange bevor wir die Pflegenden befragt haben, hatten wir ähnliche Fragen an uns selbst gestellt, uns gegenseitig „interviewt". Wie war das bei uns zu Hause, wie hatten wir uns unsere Zukunft vorgestellt usw.? Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet und in mühevoller monatelanger Arbeit schriftlich fixiert. Ein Interview dauerte ca. 2 bis 3 Stunden und umfaßte ca. 30 Schreibmaschinenseiten.

Unsere Auswertung folgte chronologisch in etwa den bei MÜHLFELD u. a. (1981, S. 336) genannten Stufen:

„*1. Stufe:* Beim ersten Durchlesen werden alle Textstellen markiert, die spontan ersichtlich Antworten auf die entsprechenden Fragen des Leitfadens sind." (Dabei gehen die Autoren davon aus, daß bereits beim ersten Durchlesen die objektive Struktur des Berufsweges – in unserem Fall – des Berufes auffällt, wenn auch noch nicht im Detail die subjektive Ver-

arbeitung. Wir teilen diese Ansicht.)

„*2. Stufe:* Beim zweiten Durchlesen wird der Text in das Kategorienschema eingeordnet, wobei dieses zugleich erweitert wird.

3. Stufe: Erneutes, drittes Durchlesen des Textes, mit Markierung und Notierung besonderer Textstellen, die den Prozeß der Verarbeitung (...) charakterisieren, wobei bei Wiederholung/Ähnlichkeit einzelner Passagen die jeweils prägnanteste zu Grund gelegt wird.

4. Stufe: Formulierung eines Textes, der den Prozeß der Verarbeitung darstellt.

5. Stufe: Erstellung der Auswertung mit Text und Interviewausschnitten, das heißt mit Schere und Klebstoff. Zugleich viertes Durchlesen der Transkription.

6. Stufe: Markierung des Auswertungstextes zur Präsentation, keine inhaltliche und interpretatorische Stufe mehr."

Unser Auswertungsverfahren läßt sich grob in drei Komplexe gliedern:

(1) Für die Strukturanalyse haben wir die Antworten zu (auf der Basis unserer operationalisierten Grundannahme) ausgewählten Fragekomplexen aus jeweils 10 Interviews der vier unterschiedlichen Untersuchungsgruppen fotokopiert, ausgeschnitten und nebeneinander geklebt. Dabei zeigte sich, was schon beim Durchlesen aufgefallen war – daß sich die Äußerungen zu den einzelnen Fragekomplexen oft inhaltlich deckten oder sogar im Wortlaut glichen. Durch dieses Verfahren – Zerlegung der Interviews in einzelne Aussagen zu bestimmten Themen; Vergleich der Aussagen – reduzierte sich die von uns (bang) erwartete Vielfalt und Vielzahl möglicher Antworten. Beruf zeigte sich so als geteilte (Bedeutungs-) Struktur, die dann auch nicht unendlich viele Praxisformen zuläßt. Die Interviews wurden durch dieses Verfahren und diese Erfahrung einer Codierung und quantitativen Auswertung zugänglich. Die Antwort-Häufungen gaben Einblick in Struktur und Eigenart der Krankenpflege als Beruf und in ihre betriebliche Organisation.

(2) In der zweiten Auswertungsphase haben wir die Aussagen zu ausgewählten Fragekomplexen in Antwortkategorien zusammengefaßt. Diese Kategorien waren also – anders als bei standardisierten Verfahren – nicht abstrakt, losgelöst von den Äußerungen der Frauen und Männer gewonnen. Sie können als Zusammenfassung tatsächlicher Aussagen in den einzelnen Interviews verstanden werden. So wird z. B. die Frage Nr. 9 des Fragebogens – „Wie war das damals, bevor Sie die Ausbildung begonnen hatten? Welche Vorstellung hatten Sie vom Beruf der Krankenschwester damals?" – im Codeplan zur Variablen 047 „Vorstellung vom Beruf vor der Ausbildung" mit folgenden Werten: Vielfalt; Abenteuer; für den Kranken da sein; viel Drecksarbeiten; Arbeit wie jede andere; soziale Attribute: Freizeit, Prestige, Sicherheit, Geld; keine bzw. vage Vorstellungen; wie's auch wirklich ist; weiß nicht; entfällt. Nach der Codierung ergaben die erhobenen Daten einen Endbestand von 5 Lochkarten pro „Fall" (Fall: weil wir Aussagen, nicht Menschen codiert haben!). Die Auswertung der Daten erfolgte auf einer CYBER 175, zu der wir kostenlosen Zugang hatten, mittels SPSS.

(3) Die eigentliche qualitative Auswertung konzentrierte sich auf die Darstellung des Weges in den Beruf und des Berufsalltages durch die Frauen und Männer. Sie besteht in Kurzbeschreibungen der einzelnen interviewten Personen, ihrer Lebensgeschichte und ihren Situationsdeutungen, die in ihre Praxis eingehen. Diese Einzelanalyse der Aussagen einer besonderen Person diente uns u. a. zur Entwicklung unterschiedlicher beruflicher Orientierungstypen, Praxisformen und zur Evaluation dieser Praxisformen auf dem Hintergrund unserer erkenntnisleitenden Interessen (vgl. oben). Wir haben in der Einzelanalyse weitgehend auf Sprache, Syntax, auf die erzählende Person selbst, die sich in ihren *Themen* (vgl. weiter unten) darstellt, zurückgegriffen. Sie strukturierte das Interview, wie wir im Auswertungsprozeß allmählich erkannten, selbst in Themen, die – vor allem mit zunehmendem Lebensalter – wiederkehrten. Wir sind daher dazu übergegangen, in der Einzelanalyse vor allem diese Themen festzuhalten, die für unseren Versuch, die jeweilige Berufspraxis zu verstehen, relevant sind. Das niedrige Meßniveau und die große Zahl von Mischtypen – reine Typen kommen in der Wirklichkeit nicht vor – haben eine rechnerische Entwicklung von Typen – typischen Berufswegen, Praxisformen usw. – schwierig gemacht. Der Aufwand – z. B. Differenzierung und Gewichtung innerhalb der Mischtypen – hätte u. E. in keinem Verhältnis zum Erkenntnisvorteil gestanden.

Die Präsentation unserer Untersuchung(sergebnisse) ist ein bis heute nicht abgeschlossener Prozeß. Für die Veröffentlichung haben wir verschiedene Medien und verschiedene Formen gewählt: Buchveröffentlichungen, die (1) auf eine heterogene Leserschaft auch au-

ßerhalb von Wissenschaft und Fachöffentlichkeit (z. B. Pflegekräfte und ihre Organisation) oder (2) eher für „Insider" theoretisch und methodisch angelegt sind; Artikel in Fachzeitschriften, die einen Aspekt des Pflegeberufs herausgreifen und praxisbezogen thematisieren (z. B. für den Altenpflegebereich); didaktische Aufbereitung u. a. der berufspolitischen Aspekte der Untersuchung im Rahmen von Fortbildungsmaßnahmen im Pflegebereich.

3. Vorurteile über qualitative Forschung als Ursprung der Frage nach „Vergleichbarkeit"

Ich beziehe mich in diesem Abschnitt auf die Einleitung von Christel HOPF/WEINGARTEN (1979). Sie nennt als ein erstes, für mein Thema „Vergleichbarkeit" relevantes Mißverständnis, die Auffassung, daß qualitative Forschung von quantifizierenden Verfahren distanziert. Wie will ich aber zu einer allgemeinen und in diesem Sinn wissenschaftlichen Aussage kommen, wenn ich nicht vergleiche, Häufigkeiten beobachte, ver-all-gemeinere?

„Auch qualitativ erhobenes Material kann unter unterschiedlichsten Gesichtspunkten quantifiziert werden. Entscheidend ist, daß diese Quantifizierung im Nachhinein erfolgt, auf der Basis einer umfangreichen Auseinandersetzung mit dem qualitativ erhobenen Material und nicht auf der Grundlage von Daten, die im Rahmen standardisierter Vorgehensweisen erhoben wurden. Beispiele für diese Art der nachträglichen Quantifizierung gibt es in einer Vielzahl qualitativer Untersuchungen. Die Quantifizierungsversuche reichen vom verhältnismäßig einfachen Auszählen von Einzelfakten oder in ihrem Umfang begrenzten Einstellungsdaten bis hin zur Konstruktion und quantitativen Analyse komplexer Typen (...)" (HOPF 1979, S. 13-14).

Offenheit ist ein, wenn nicht überhaupt das entscheidende Merkmal qualitativer Forschung. „Offenheit" bezieht sich auf den Forschungsprozeß *vor* der eigentlichen Auswertungsphase, auf die Annäherung an die soziale Realität (vgl. ebd. S. 14) und auf die vorhandenen Erwartungen, theoretischen Annahmen/Überzeugungen – also vor allem auf die Phase der Formulierung der Fragestellung, der Operationalisierung und der Datenerhebung. Aber sie präjudiziert die Auswertungsverfahren noch nicht prinzipiell, es sei denn in dem Sinn, daß die Auswertung mit dieser Offenheit und ihrer Kontingenz zu rechnen hat. Quantifizierung ist – je nach Fragestellung – eine Möglichkeit, mit dieser Offenheit umzugehen.

Der Absicht qualitativer Sozialforschung, sich Wirklichkeit anzunähern und nicht bereits im Vorfeld endgültig bestimmt zu haben, was Gegenstand/Wirklichkeit ist, entspricht die Reflexivität der Forschung. Reflexivität, Kennzeichen einer Sozialwissenschaft, die ihren Gegenstand ernst nimmt (vgl. zur Gegenstandskonstitution in den Sozialwissenschaften Ursula MÜLLER 1979), ist zugleich ein Weg, mit der Offenheit des Forschungsprozesses zurechtzukommen. Ich verstehe dann unter Reflexivität den kontinuierlichen Wechsel zwischen theoretischem Bezugsrahmen – was will ich erheben, warum interessiert mich diese Frage, dieser Aspekt usw., in welchem Zusammenhang steht diese Aussage zu meinen Vorannahmen, wo reichen diese nicht aus usw. – und qualitativ erhobenem Material. Christel HOPF nennt diesen Austauschprozeß in Anschluß an KUBICEK (1976) „Verfahren ‚iterativer Heuristik'": Grundlagen der Interpretation sind Vorannahmen, die im Prozeß der Auswertung sukzessive erweitert, korrigiert usw. werden.

Mit Reflexivität wäre dann ein weiteres Vorurteil über qualitative Forschung angesprochen, das eine Vergleichbarkeit von Aussagen verhindert: das Vorurteil, daß qualitative Forschung unstrukturiert im Sinne von „voraussetzungslos" ist.

„Voraussetzungslos" ist der Prozeß qualitativer Forschung in keiner seiner Phasen. Jeder Schritt basiert auf theoretischen Hypothesen, die (vgl. MÜLLER 1979, S. 31) sich allerdings oft auf einem so niedrigen Abstraktionsniveau bewegen oder so sehr Bestandteil von Alltagswissen sind, daß sie nicht ins Bewußtsein zurückgeholt werden (können).

Entscheidend ist nicht nur, daß wir um diese Vorannahmen wissen, sie kontrollieren können. Sie sollen darüber hinaus offenen Charakter haben und möglichst lange behalten und „... – idealiter – in einem steten Austauschprozeß zwischen qualitativ erhobenem Material und zunächst noch wenig bestimmtem theoretischen Vorverständnis präzisiert, modifiziert oder revidiert werden" (HOPF 1979, S. 27).

Faktisch wird jeder qualitative Forschungsprozeß qua Entscheidung beendet, das heißt z. B. daß auf weitere Modifikation der Vorannahmen verzichtet wird. Daß qualitative Forschung nicht voraussetzungslos ist, sondern

von Anfang an selektiv auf Grund von Vorannahmen und den in ihnen enthaltenen erkenntnisleitenden Interessen, erleichtert auch den Forschungsprozeß. Er ufert nicht endlos aus, wenn wir wissen und kontrollieren, welche Vorannahmen und Interessen unsere Untersuchung leiten und begleiten.

Ich plädiere hier also für eine Offenlegung und Explikation der Grundannahmen, die dann („iterativ") das Untersuchungsfeld einschränken. Das heißt nicht, daß die Vorannahmen nicht mehr fallen gelassen oder erweitert werden können, aber diese Modifikationen müssen und können begründet werden.

Wir haben uns von Anfang an auf Fragen beschränkt, die die berufliche Situation und die Umgangsweisen mit ihr näher bestimmen und erklären sollten. „Lebensgeschichte" war diesem Interesse untergeordnet. Uns ging es nicht abstrakt um „Geschichten" und „Geschichte". Folglich entfielen bereits nach dem ersten Pretest-Interview all die Fragen, die uns „auch noch" interessiert hätten, die aber in keinem – wie auch immer vermittelten – Zusammenhang zu unserem Untersuchungsinteresse standen.

Reflexivität ist ein schwieriger Balanceakt. Der Rekurs auf die Vorannahmen birgt die Gefahr, daß wir uns voreilig an ein Konzept binden, das abweichende Einsichten verhindert. Die entgegengesetzte Gefahr liegt darin, daß wir nicht mehr beurteilen können, welche Fragen und welche Aussagen weshalb gültig sind, weil uns ein Bezugsrahmen zur Beurteilung fehlt.

Da in diesem Dilemma oft auf feministische Praxis – hier: auf die Rolle von Parteilichkeit *für* Frauen – verwiesen wird, die den Forschungsprozeß steuern soll, scheinen mir hier einige Anmerkungen zum Thema „Parteilichkeit" angebracht. Auch Parteilichkeit ist eine theoretische Hypothese und damit im Forschungsprozeß prinzipiell revidierbar. Wie jede theoretische Vorannahme birgt auch „Parteilichkeit" die Gefahr, daß Erkenntnisprozesse und damit letztlich Praxisformen zu früh abgeschnitten und zugeschüttet werden. Parteilichkeit konstituiert sich also nicht „vorab", sondern „iterativ" im Prozeß der Forschung und ihrer Ver-Öffentlichung.

Letztlich sollten die „Daten" unbegrenzt revisionsfähig bleiben. Das macht nicht nur einen vielfältigen, aspektreichen Bezugsrahmen für mögliche Interpretationen notwendig, sondern auch eine Vielzahl u. a. personunabhängiger Methoden der Datenerhebung – eine Forderung, die angesichts der Zwänge im Forschungsalltag bestenfalls nur annäherungsweise erfüllt werden kann.

Die Vorstellung, daß Kategorien und Hypothesen dem Forscher sozusagen aus dem Material entgegenströmen, „emergieren", daß qualitative Forschung daher voraussetzungslos beginnen kann, ist nicht nur eine Fiktion; sie läuft außerdem Gefahr, daß endlos Daten erhoben und interpretiert werden. Ohne „preconceptions" und vorgängige Einschätzungen der Relevanz einzelner Gesichtspunkte und Problembereiche und ohne Explikation dieser Einschätzung dürfte es schwierig werden, angesichts begrenzter zeitlicher und personeller Ressourcen immer nötige Selektionsentscheidungen zu begründen.

Wie bereits gesagt: Vorannahmen sollten offen, Selektionsentscheidungen revidierbar sein. Werden die erwähnten Prinzipien qualitativer Forschung beachtet, dann erhält sie tatsächlich jenen Prozeß-Charakter, der mir für die Besonderheit lebensgeschichtlicher Interviews erforderlich erscheint: der Forschung als Prozeß korrespondiert die erzählte Geschichte, das erzählte Leben als Prozeß (in dem ich mal fortschreitend, mal beharrend oder wiederholend erfahre). Der qualitativen Methode als Prozeßanalyse geht es dann auch mehr um das Aufdecken *möglicher*, nicht in den Vorannahmen antizipierter Faktoren (Orientierungen, Praxis usw.) und nicht so sehr darum, diese „Faktoren" in einem strikten Sinn zu überprüfen.

Unsere Grundannahme „rechnete" eigentlich mit einem Konflikt zwischen Erwartungen von Frauen an den Beruf und beruflicher Realität/Struktur. Auf diesen Konflikt sind wir aber nicht oder nur sehr vermittelt in unseren Interviews gestoßen. Warum – haben wir uns gefragt – leiden Frauen (und Männer) nicht oder anders als erwartet an objektiv schlechten Arbeitsbedingungen? Warum erleben sie z. B. die hierarchische Arbeitsteilung zwischen Medizin und Pflege nicht als Unterdrückung und Mißachtung ihrer Person und Kompetenz? Die Konflikte mit dem Beruf lagen anders, als wir vermuteten, wurden anders thematisiert. Das offene Verfahren ermöglichte uns den kontinuierlichen Rekurs auf lebensgeschichtliche Aussagen einerseits, theoretische Hypothesen andererseits. Der Prozeßcharakter der Untersuchung wurde außerdem gefördert durch die Art, in der Fragen an die Arbeitenden formuliert waren: „Was war eigentlich damals ausschlaggebend, daß ...?" „Wie

war das früher ...?" „Würden Sie so leben wollen wie Ihre Mutter, – was gefällt, gefällt Ihnen nicht am Leben Ihrer Mutter, am Leben, an der Arbeit früher usw.?" Die Fragen enthielten die Aufforderung, selbst zu vergleichen, zu evaluieren, zu erklären.

Ein vorläufiges Fazit: „Vergleichbarkeit", bzw. vorher: die Untersuchung überhaupt, die Datenerhebung und -auswertung wird durch eine Explikation der Vorannahmen und Interessen sowie durch eine Begründung der Selektivität erleichtert. Theoretische Hypothesen und Selektivität sind Voraussetzungen für qualitative, hier: biographische Methoden. Quantifizierung ist ein Versuch der Verallgemeinerung komplexer Aussagen im Nachhinein.

Ich breche hier den Punkt „Vorurteile über qualitative Forschung" ab. Je mehr das Material unstrukturiert ausufert, desto schwieriger wird die Auswertung und die Antwort auf die Frage nach Vergleichbarkeit von Aussagen in verschiedenen Interviews einer Erhebung. Andererseits gilt: je strukturierter die Untersuchung bereits im Vorfeld, je geschlossener das Kategoriensystem und die Erhebungsmethode, desto schwieriger dürfte zu entscheiden sein, ob das Instrument auch mißt, was es zu messen vorgibt.

4. Einige Hindernisse für eine Vergleichbarkeit von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews

„Biographie" entfaltet sich in Raum und Zeit. Raum, Zeit und Subjektreflexivität sind Dimensionen, die „Biographie" konstituieren. „Subjektreflexivität" („Bewußtsein von sich selbst" wurde diese von Christel Rammert-Faber in Bielefeld genannt) meint jene dialektische Bewegung, in der Raum und Zeit zu Raum und Zeit *für* eine Frau z. B. werden, zu Ortsbestimmungen, die sie mit anderen teilt und die doch die *ihren* sind. Ich möchte im folgenden skizzieren, wie die Antwort auf meine Frage nach Vergleichbarkeit von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews durch die Dimensionen Zeit und Raum beeinflußt werden können.

Heide INHETVEEN (1981) zeigt, wie sehr unsere Vorstellungen von Universal- und Individualgeschichte vom „Paradigma der offiziellen Zeit" (S. 2) bestimmt sind.

„Das Zeitkonzept, das unsere eigene Gegenwart beherrscht", schreibt sie in Anschluß an RAMMSTEDT, „ist das ‚lineare Zeitbewußtsein mit offenem Horizont'". Zeit ist Uhrenzeit, wobei wir uns den Sprung von der mechanischen Uhr mit Zifferblatt, das noch an die zyklische Zeit von Tag-/Nachtwechsel erinnert, zur Digitaluhr als Ausdruck einer weiteren Rationalisierung von Zeit zur gleichmäßig gegliederten, gliederbaren abstrakten, quantifizierbaren Größe vorstellen können. Zeit wird „als eine gerichtete, stetig fortschreitende und irreversibel ablaufende Bewegung wahrgenommen. Der ‚Zeitpfeil' ist auf eine offene Zukunft gerichtet, in der kein definitives Ziel ausgezeichnet ist, sondern deren Gestalt sich aus dem jeweiligen Möglichkeitspotential der Gegenwart ergibt. Zukunft scheint als beliebig machbar, als ‚operational' (A. SCHÜTZ). Der Gegenwartsbezug wird zentral, weil aus der Gegenwart heraus Zukunft entworfen und ausgewählt wird. (...) Die Veränderung als solche wird zum Wert" (ebd.). Die Antike hatte formuliert, nur das Veränderliche, prinzipiell Veränderbare sei menschlich. Menschliche Zeit wurde damit tendenziell nicht-naturgebundene und in diesem Sinn „freie", dispositive Zeit. „Zeit wird damit einerseits funktionell begreifbar als der Spielraum, innerhalb dessen sich die Kraft und das Selbstbewußtsein des Individuums aktiv und zukunftsorientiert entfalten soll und kann, andererseits birgt sie durch ihre Abkoppelung vom menschlichen Subjekt Bedrohung und Entfremdung" (ebd. S. 3).

Was „Geschichte" – Universal- und Individualgeschichte – ist, wird wesentlich durch unsere Zeitkonzepte bestimmt. Mit welchem Zeitkonzept arbeitet die Biographie-Forschung?

Heide INHETVEEN zitiert Werner FUCHS' (1980) kritische Analyse der Biographieforschung. Wichtigste Voraussetzung für „Biographie" und Biographie-Forschung sei eine Person, die ihr Leben so erzählen kann, daß es als Biographie „ernst genommen" werden kann. Gerät Frauenleben überhaupt ins Blickfeld der Biographie-Forscher/innen, wenn für „Biographie" konstitutiv ist, „daß die Menschen überhaupt eine Erlebnisform von ihrem Lebenslauf als Lebenslauf unter besonderen Bedingungen und als individuell gestaltbaren haben" (FUCHS 1980, S. 338)? Für welche Menschen, Frauen und Männer, läßt sich dieser Anspruch an „Subjektreflexivität", daß sie Raum und Zeit offen und gestaltbar erleben, überhaupt formulieren?

Zwar hat der Kapitalismus auch den Arbeiter freigesetzt, individualisiert, sein Leben aus den festen Bahnen feudal-ständischer Gesellschaft

ins Ungewisse gedrängt. Aber der gesellschaftliche Charakter dieser vermeintlichen Freiheit und Offenheit wird unterschlagen, Zwänge und Entfremdung, die sich auf einer neuen gesellschaftlichen Stufe mit der „Freiheit des Lohnarbeiters" einstellen, wenn Individualisierung dichotom der Bindung in persönliche feudale Abhängigkeiten gegenübergestellt wird. Das Leben wird zwar unverwechselbares persönliches Schicksal auch für die Lohnarbeiter; es ähnelt doch mehr einem „Auf-der-Stelle-Treten" als einem Fort-Schritt, ist mehr zyklische Wiederkehr von Bekanntem und in diesem Sinne „Erweiterung", anders als BAHRDT (1975) vermutet.

Die Dimension „Subjektreflexivität" muß präzisiert werden: historische, raumzeitliche Möglichkeiten der Subjektwerdung, Biographien als je unterschiedliche Realisationen dieser Möglichkeiten durch Frauen und Männer. Sonst gerät „Biographie" ausschließlich zum Projekt des bürgerlichen Mannes, dem die Hausfrau und der Lohnarbeiter den Rücken frei halten für seine individuelle Zukunftsgestaltung. Mit dem Konzept der offenen steten Zeit scheint ein Biographietypus bevorzugt, an dem sich alle anderen „Leben" zu messen haben. „Biographie" kommt demnach nur dem einzelnen Individuum zu, das Ressourcen genug im Rücken hat, sein Leben als offenes Projekt zu entwerfen.

„Menschen unterwegs", Aufbruchsbiographien mögen unter diesen Typus fallen. Sie lassen sich historisch verorten – ich denke an den autobiographischen Roman „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz und die von ihm in seinem Magazin für Erfahrungskunde gesammelten merkwürdigen Geschichten von Menschen im Übergang von einer feudal-ständischen zur bürgerlichen Welt. Diese Geschichten reflektieren das Konzept offener, individuell gestalteter Zukunft als ein historisch gesellschaftliches und auch nur als *ein* mögliches.

Werner FUCHS nennt neben „Individualisierung" als weiteres Konstitutionsmoment für „Biographie" die Fähigkeit und Bereitschaft der Untersuchten, „ihr Leben als chronologisch geordneten Rückblick, besser ‚umgedrehten Rückblick' zu verfassen" (1980, S. 338).

Das zyklische Moment im Leben, das, was es scheinbar auf der Stelle treten läßt, ist im Konzept von Chronologie/Ver-/Ablauf nicht verschwunden, sondern säkularisiert. Das Leben ist offen, es führt zu nichts, ist nicht a priori auf ein Ziel gerichtet, außer dem Ziel, das der (nicht-bäuerliche!) Mensch nennt – heißt dann Lebensbejahung im Sinne des „da capo" (vgl. NIETZSCHE): auf ein neues; freie, sinn-lose Bejahung der Wiederkehr, der Wiederholung. So säkularisiert widerspricht das Konzept des Lebens als Zyklus keineswegs jenem des Lebens als (Ver-)Lauf. Wenn die Antike von „Zyklus" spricht (vgl. KOHLI 1978, S. 29, Anm. 5), dann meint sie bereits Wille zur Wiederholung des Gleichen, das dann in einer Chronologie geordnet werden kann. Welche Leben ermöglichen aber ein „da capo", welche einen Verlauf, „der die Form einer Geschichte hat, d. h. von einem Endpunkt aus als vergangene sinnhafte Ereignisfolge rekonstruiert und als solche erzählt wird" (KOHLI 1978, S. 12)?

„Chronologien" sind formale Konzepte, um „Ordnung" in biographische Interviews zu bringen. Wer solche Chronologien konstruiert, muß sich darüber im klaren sein, daß in ihnen ein Zeitkonzept dominiert, das nicht ohne weiteres und nie vollkommen von den Interviewten geteilt wird. Chronologien sind – wie alle anderen formalen Konzepte – bloß theoretische Hypothesen, die der Explikation bedürfen.

Gemeinsame Zeitkonzepte können also nicht vorab unterstellt werden. Das lineare, individualistische ist nur eins. Wir sollten eher – was der biographischen Methode auch entspricht – von der Unterschiedlichkeit ausgehen, um dann auf Gemeinsamkeiten zu schließen. Heide INHETVEEN zeigt am Beispiel der von ihr befragten fränkischen Bäuerinnen, wie sehr Leben auch begriffen werden kann als „Leben in Ereignissen", die quer liegen zur herrschenden Chronologie politischen Geschehens und sich einer Rationalisierung entziehen.

Im Leben dieser Frauen ist objektive Zeit „kontextgebundene" Zeit. Lokalzeit, Zeit eingebunden in Orte des alltäglichen Lebens und ihre Besonderheit. Der Krieg begann nicht 1939, sondern erst in dem Moment, als der Mann einberufen und von der Frau vermißt wurde. Das Leben wird persönlich erinnert, gegliedert in persönliche und milieuspezifisch bedeutsame Ereignisse. Diese gilt es herauszufinden.

Daß die Ereignisse in den Geschichten selten von der Erzählenden kausal verknüpft werden, daß „Leben" in der Geschichte oft „geschieht", gleichsam ohne Eigenbeteiligung, kann allerdings nicht o. w. als Hinweis auf geringes Ausmaß von Individualisierung gelesen werden.

Das Leben als Anhäufung von Ereignissen, die scheinbar unvermittelt, zusammenhanglos widerfahren, kann auch als Versuch interpretiert werden, „Teilhabe an der Welt" von sich zu weisen.
Geschichte wird erzählt, gegliedert in persönlich und milieuspezifisch bedeutsame Ereignisse. Auf den ersten Blick erscheinen solche Ereignisse beliebig. Beliebig viele unvergleichliche Ereignisse, entsprechend beliebige persönliche „Zeitmarken". Ich habe allerdings oben darauf hingewiesen, daß auch persönliche Zeit kontextgebundene Zeit ist. Dennoch: zunächst scheint die Dimension „Zeit" ebenso wie die Dimension „Raum" – beide sind voneinander nicht zu trennen – Vergleichbarkeit eher zu verhindern. Aussagen in biographischen Interviews sind in besondere, persönliche Zeit- und Raumkonzepte und entsprechend -erfahrungen eingebunden. Raum wiederum begreife ich hier „ökologisch" als Milieu. Die Aussagen von Frauen in unseren Interviews unterscheiden sich in der Dimension „Zeit"; Zeit und Zeiterleben wiederum war eng gebunden an Zeiterfahrungen im Herkunftsmilieu, an die dort gemachten Lebens- und Arbeitserfahrungen.
Was meine ich mit „Milieu"?
Wir haben einige ad-hoc Indikatoren zur Unterscheidung von Milieus identifiziert, z. B. (1) die Logik der Sicherung des Lebensunterhalts: wie wird gearbeitet? Ausgabeorientiert, d. h. eher auf den alltäglichen Bedarf bezogen, quasi-subsistenzwirtschaftlich? (2) Organisation der Tageszeit: Ausmaß der Ent- bzw. Vermischung von Arbeit(szeit) und Nicht-Arbeit (szeit); Zeitqualitäten: linear, zyklisch, vermischt; (3) Logik des Zusammenlebens der Generationen: was konstituiert Gemeinsamkeit? (Besitz z. B. oder beliebig auszuhandeln?); Beitrag der einzelnen Familienmitglieder zur materiellen und psychischen Versorgung im Zusammenleben und außerhalb (z. B. durch marktförmige Arbeit); innerfamiliale Hierarchie; Grad der Abschottung gegen bzw. Einbindung in (a) berufliche (marktförmige) Arbeitsbedingungen; Grad der Abschottung gegen (b) milieufremde und außerfamiliale Ressourcen, bzw. umgekehrt: Mobilisierung solcher Ressourcen; Ausmaß der Marktförmigkeit der Beziehungen im Milieu, Verberuflichungstendenzen innerhalb der Familie; z. B. Grad der Integration in marktvermittelte Problemlösungen (Nachfrage nach Experten, Expertenwissen, Gütern, Technologien im Haushalt und in der „Beziehungsarbeit"); (4) Verfügbarkeit über und Umgang mit Geld, Raum, Zeit werden wesentlich bestimmt durch die anderen Indikatoren. Zusammenleben und Zusammenarbeit, materielle und psychische Versorgung (support) im Milieu hängen im hohen Maße davon ab, wie und inwieweit die Herkunftsfamilie z. B. eingebunden ist in subkulturelle Wissensformen, Deutungsmuster, Verkehrskreise und diese für sich zu nutzen weiß (vgl. z. B. die Improvisationsfähigkeit der Nachkriegsfamilie).
In unseren Interviews haben Frauen aus ländlichen bäuerlichen und/oder kleingewerblichen (Arbeits- und Lebens-)Verhältnissen entgegen unseren Erwartungen/theoretischen Annahmen „professionell", d. h. hier: selbstbewußt an ihrer fachlichen Kompetenz orientiert gearbeitet. Geschlechtsunspezifisch wurde Streben nach Anerkennung, Eigenverantwortung und Leistung formuliert. Dieses Streben schien uns anders entstanden, nicht o. w. vergleichbar mit dem, was in der Soziologie gemeinhin mittelschichtsspezifisches Aufstiegs- und Leistungsstreben genannt wird. Arbeitsethos war nicht gleich Arbeitsethos und schien jedenfalls verschieden „hergestellt".
Ich will solch eine milieuspezifische Lebensgeschichte vorstellen. Es ist die Entstehungsgeschichte eines beruflichen Leistungsstrebens einer jungen Kinderkrankenschwester aus bäuerlichem Milieu, das gekennzeichnet ist durch Arbeit rund um die Uhr, große Kinderzahl, frühe Übernahme von Verantwortung für andere stellvertretend für die Erwachsenen. Sie war die Älteste von acht Kindern. Die Eltern hatten zur Landwirtschaft noch ein Sägewerk. Sie hat gerne mitgeholfen, auch wenn sie selbst nicht mehr so leben will wie die Mutter – nicht mehr so viele Kinder haben. Den Beruf hat sie sich von Kindheit an „schon richtig eingebildet", wie auch ihre Schwester. Selbständiges, eigenverantwortliches, qualitätsorientiertes „bewahrendes" Arbeiten war sie gewöhnt. Diese Frau bringt in den Pflegeberuf ihre Erfahrungen (noch nicht industrialisierter und reell subsumierter) bäuerlicher Arbeit ein: Die Disziplin, daß die anfallende Arbeit nicht aufgeschoben werden kann und gut gemacht werden muß, weil die Arbeitenden unmittelbar mit Erfolg oder Mißerfolg ihrer Tätigkeit konfrontiert werden. Arbeit rund um die Uhr, zyklische Wiederkehr von Aufgaben war ihr ebenso vertraut wie die Wechselfälle einer eher „naturgebundenen" Arbeitsweise. Dieser entspricht der Einsatz der ganzen Person und eines „learning-by-doing" Wissens. Auf diese

Vermischung von „freier" und (natur-)gebundener, nicht völlig berechenbarer, zweckrationaler und kommunikativer Tätigkeit trifft sie später im Pflegeberuf. Die Anforderungen im Beruf überraschen sie nicht, sind ihr eher vertraut. Was andere Schwestern als Berufswahlmoment schildern, die Möglichkeit, mit den Kindern auch mal zu spielen, weist sie von sich, ist ihr eher fremd. „Wo ich jetzt arbeite, ist eine Kindergärtnerin da, und dadurch *muß* die Schwester nicht spielen mit den Kindern." Ihre Aufgabe sieht sie eher so: „... daß ich die Arbeit so verrichte, wie's ordnungsgemäß sein muß und auch noch nach dem Dienst in ein Buch schau und mir überleg, warum bei dem Kind das so ist und man auf das aufpassen muß." Sie macht Fortbildung, kauft sich selbst medizinische Bücher, will weiterkommen und aufsteigen. Zwar nennt sie als Fähigkeiten für den Beruf vor allem ein „Wissen über", das am ärztlichen Wissen orientiert ist, dem sie allerdings, wie alle berufsorientierten Pflegekräfte unserer Studie, seine Aufgaben überläßt: sie weigert sich, für ihn – außer in Notfällen – einzuspringen. Zurückhaltend im Schildern von Gefühlen, was – so unsere These – der spezifischen Synthesis bäuerlicher Arbeit – Arbeit statt Liebe – entspricht, scheut sie sich nicht, immer wieder auf ihr gutes Examen und persönliche, berufliche Erfolge hinzuweisen. Gewöhnt vielleicht an die festen Ordnungen ihres Milieus, folgt ihre Einschätzung, was denn eine gute Krankenschwester sei, den Prinzipien von Ordnung, Disziplin und Fleiß. Nachdem wir auf die Milieuvariable gestoßen waren, überraschte es uns nicht mehr, daß diese Frau kaum Konflikte in ihrem Beruf sieht. Noch weist ihr Leben keine Brüche auf. Die Berufstätigkeit scheint bruchlos an die vorberuflichen Erfahrungen anzuknüpfen. Noch kann sie ihr Bedürfnis nach fleißigem, selbständigem und verantwortungsvollem Arbeiten einbringen. Konsequent schien uns, daß sie die Anwesenheit der Mütter in der Klinik ablehnt: Mütter in der Klinik bedeuten einen Angriff auf die berufliche Kompetenz und zusätzliche Konkurrenz. „Die Bedürfnisse des Patienten sollen dem entsprechen, was die Schwester leisten kann." Sie weist die Bedürfnisse der kranken Kinder in die Schranken, die ihre Leistungsfähigkeit setzt. Sie erschien uns sehr leistungsfähig und tüchtig. Tüchtig sein können, erfolgreich sein, gut sein, sehen, wie Kinder gesund werden, Wissen haben, das sind Themen („integrierende Konstrukte" – vgl. weiter unten), thematisch gefaßte lebensgeschichtliche Erfahrungen, die ihre Berufspraxis leiten. Helfen ist Folie für den Versuch, Erfolg und Anerkennung zu finden. Solange sie dies im Beruf findet, wird sie ihn und sein an der Medizin orientiertes Erfolgsdenken nicht in Frage stellen. Sie ist noch jung und auf dem Weg zur Spezialisierung. Vielleicht wird sie als Intensivschwester einmal lernen müssen, Mißerfolg und die Grenzen der Medizin zu ertragen.

Die Milieuvariable, die Frage nach dem biographischen Herstellungszusammenhang von Aussagen verhindert vorschnell verallgemeinerte Folgerungen, erschwert zunächst Vergleichbarkeit. Ich denke, mit dem Rekurs auf solche Konzepte von „Zeit", „Milieu" und andere mehr läßt sich auch eine weitere Schwierigkeit angehen, die ich hier vernachlässige: Sie liegt für „Vergleichbarkeit" darin, daß Aussagen nur bedingt Beschreibungen sozialer Wirklichkeit sind. Aussagen z. B. über das Leben der Mutter enthalten immer schon Interpretationen, Filterungen usw. der Wirklichkeit – eben reflexives „Beziehen auf". Wer Interviews allzu schnell verallgemeinert zur Deskription z. B. von Klinikstrukturen, übersieht den hohen Anteil interpretierter Wirklichkeit, der keiner hermeneutischen Analyse unterzogen wird. Hier hilft nicht nur der Blick über das einzelne Interview in die anderen – also der Sprung von der Einzelanalyse zur Queranalyse. Ich mag auch nicht so weit gehen wie OEVERMANN u. a. (1979) mit ihrer Methode „objektiver Hermeneutik", jedem Erzähler die Kompetenz über die Interpretation seiner Aussagen abzusprechen. Ich schließe mich hier WAHL/TÜLLMANN/HONIG/GRAVENHORST (1980) an, die die Selbstaussagen und -deutungen ernst nahmen und den untersuchten Personen keine eingeschränkte Reflexion auf sich selbst zuschrieben. (Vgl. zur Differenz von pragmatischem und hermeneutischen Verstehen – SCHWEMMER 1979.)

5. Einige Hinweise auf Möglichkeiten des Umganges mit Problemen für „Vergleichbarkeit"

„Zeit" und „Milieu" waren im vorangegangenen Abschnitt Dimensionen, die Vergleichbarkeit erschweren, Unterschiede benennen. „Zeit" und „Milieu" sind aber auch „integrierende Konstrukte" auf einer objektiven Ebene. Ich habe bereits einige Möglichkeiten aufgezeigt, wie trotz Unterschiedlichkeit der Zeitkonzepte und milieuspezifischen Lebens- und

Arbeitserfahrungen Vergleichbarkeit hergestellt werden kann.
(„Milieu", nichts weiter als eine theoretische Hypothese, ist bereits der Versuch, bestimmte Merkmale zu einem Typ zusammenzufassen.)
Prinzipiell können (a) Möglichkeiten innerhalb und (b) zwischen den Interviews, Vergleichbarkeit von Aussagen herzustellen, unterschieden werden. Für (a) und (b) sind die Hinweise von BARTON/LAZARSFELD (1979) auf sog. „integrierende Konstrukte" hilfreich. Ich habe sie „Themen" oder „thematisch gefaßte Herstellungszusammenhänge" genannt.
Zu (a): Zunächst geht es darum, innerhalb eines Interviews, in seinem Verlauf, nach einem Gliederungsprinzip zu suchen. (Auch dieses Prinzip hat hypothetischen Charakter, der nie ganz aufgelöst werden kann.) Dieses Prinzip, der rote Faden darf allerdings nicht als geradliniger Verlauf vorgestellt werden, eher als Wiederkehr im Verlauf, Wiederkehr von Themen (thematisch gefaßten, guten und schlechten Erfahrungen z. B.) und reflexiver Bezug auf diese in der jeweiligen Praxis (Umgangsweisen mit diesen Erfahrungen). Wir haben also zunächst versucht, eine Vergleichbarkeit – hier: eine Wiederkehr von Situationen und Schilderung/Interpretation dieser Situationen, etwas, das das Interview „zusammenhält" – zu finden. (Wir betreiben keinen Konsistenzfetischismus: die Suche nach „Themen/integrierenden Konstrukten" bedeutet nicht, Widersprüche zu eliminieren.) Solche Konstrukte können auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sein. „Milieu" war für uns solch ein Konstrukt, z. T. „vorab" theoretisch entwickelt, z. T. nach mehrmaligem Lesen der Interviews in seiner Relevanz entdeckt. „Müde Gemeinde" war in der Studie von JAHODA u. a. solch ein integrierendes Konstrukt. „Leben und leben lassen" überschrieben wir ein Interview, das den Weg eines Pflegers auf der Grenze zwischen dem guten, bescheidenen Leben und dem Sturz in (Lumpen-)Proletarisierung reflektiert. Das Thema durchzieht nicht nur die Erzählungen, es bestimmt auch die berufliche Praxis dieses Mannes. Es trifft seine Geschichte präziser als das Etikett „instrumentelle Orientierung". Während der Auswertung dieses Interviews ist uns deutlich geworden, daß die verschiedenen Bereiche unserer Wirklichkeit nicht derartig gegenseitig abgeschottet sind, daß sie die Menschen im Wechsel von einem zum anderen Bereich in unserer Gesellschaft mit völlig fremden Strukturen und Bedeutungen konfrontiert.

Selbst Peter Altenberg, den Gisela von Wysocki „Afrikaforscher Wiens" nennt, war doch Wiener. Zuhause. Zwischen Fremdheit als Methode und Fremdsein wird m. E. zu wenig unterschieden. Zwar betreten Frauen des Nachts in der Stadt fremdes Terrain. Dessen Regeln sind aber nicht unbekannt: sie sind anders als die Regeln in abgeschlossenen privaten Bereichen. Von daher zu erschließen. Die Berufswirklichkeit war zwar vielen Frauen und Männern unserer Untersuchung bekannt. Und doch sind in ihr am klarsten die Prinzipien enthalten, die unsere Gesellschaft synthetisieren. Sie existieren auch in anderen Bereichen, wenn auch z. T. unter anderen „verkehrten" Vorzeichen. Widersprüche lernen Menschen nicht erst im Beruf kennen. Lange bevor sie einen Beruf ergreifen, haben sie in der Regel gelernt, mit diesen Widersprüchen umzugehen.
Oft erschließt sich das „Thema" unmittelbar aus den Äußerungen. Wir treffen auf persönliche oder kollektive Wendungen für objektive gesellschaftliche Verhältnisse (vgl. auch POPITZ u. a. 1957), Sprachspiele – „die führen das große Wort, und wir haben nichts zu sagen" – oder Bilder, die zugleich soziale Ortsbestimmungen sind: oben/unten, drinnen/draußen.
Ich will ein Beispiel für solch eine Selbst-Thematisierung und Wiederkehr von Themen (d. h. auch von ähnlichen Situationen, die thematisch gefaßt werden) geben. Es handelt sich um das Interview mit einer alleinstehenden Krankenschwester, 35 Jahre alt, die, wie sie selbst betont, nie davon „geträumt" hat, zu heiraten oder eine Familie zu haben. Mit Ehe und Familie assoziiert sie die mißlungene, geschiedene Ehe ihrer Eltern, die armselige Existenz der Mutter nach der Ehe als Büglerin in einer Fabrik und die im Vergleich dazu wohlhabende Situation des geizigen, „verbeamteten" Vaters. Dieses – „heiraten wollt ich nie" – tauchte in unseren Interviews relativ häufig auf. Die Krankenschwestern unserer Studie haben – so scheint es – den Pflegeberuf als Kompromiß gewählt: Nähe zur Hausarbeit und doch Beruf, d. h. ausgestattet mit gesellschaftlicher Anerkennung und der – wenn auch minimalen – Möglichkeit eines selbständigen Lebens. Als Kind war diese Frau hineingezogen in die Schwierigkeiten der Mutter, die sich zwischen der Liebe zu ihren Kindern und zu wechselnden Männern, die mit den Kindern um Liebe konkurrierten, aufrieb. „Kindliche Eifersucht", daß einem „die Mutter nie allein gehört hat", daß man glaubte, zuwenig Zu-

wendung bekommen zu haben, das armselige Leben, die bitteren Bittgänge zum Vater wegen Schulgeld usw. – all das ging in die Zukunftsvorstellungen ein. „... Ich konnt mir nie vorstellen, daß da – daß so was wie 'ne Familie besteht, weil ich ja auch nicht in einer Familie aufgewachsen bin, und das wollt ich eigentlich nie – heiraten. Ich wollte eigentlich immer ganz gern ins Kloster gehen, das hat mich viel mehr gereizt ... Ich fand das viel schöner, Nonne zu sein, und wir mußten als Kind die Hand geben und Knicks machen, das fand ich viel schöner, die Aufgabe der Nonne, dann vielleicht auch noch als Krankenschwester ..." Die „Nonne", die „Krankenschwester", die „berühmte Sängerin" – was verbarg sich hinter diesen Bildern eines besseren Lebens? Wo sie in den Interviews auftauchten, waren sie in einem engen Zusammenhang zu lesen mit Wünschen nach Wiedergutmachung kränkender Erfahrungen in Kindheit und Jugend. Die Nonne verkörpert den Dienst, der von der Besonderheit der eigenen Person abstrahiert, diese vergessen läßt. Für diese Frau war die Nonne eine eindeutige Frau, anders als die zerrissene, vieldeutige Mutter – anerkannt, geachtet, geliebt. In unseren Interviews mit Schwestern, nicht mit Pflegern, zeigte sich, daß die Berufswahl „Pflege" häufig durch Anknüpfung an solche Bilder, oft nur an Äußerlichkeiten wie Tracht, weiße Kittel usw. stattgefunden hat, meist also realitätsfern. Solche Anknüpfungen weisen zurück auf tieferliegende, lebensgeschichtliche Bedürfnisse nach Achtung, Anerkennung, Geliebt- und Bewundertwerden. „Aufgabe der Krankenschwester ist es halt, daß sie für den Patienten da ist, das ist die erste Aufgabe, daß der Patient im Vordergrund steht, daß sie den Patienten als den Punkt sieht, um den sich alles drehen muß, und dann erst kommen die ganzen Nebenpunkte, die Ärzte und die Kolleginnen. (...) Das Wichtigste ist, daß sie eher ein bißchen Menschenkenntnis hat – so diese ausgesprochenen Theoretiker finde ich nicht gut, und es hat sich schon oftmals bewiesen, (...) das sind dann die, die hauptsächlich die Atmungs- und Intensivpatienten versorgen, weil sie dann nicht den Menschen versorgen müssen, sondern nur dieses Etwas, das da im Bett liegt." Achtung und Zuwendung zur ganzen Person des kranken Menschen ist ein praxisleitendes Moment, das da umkippt, wo es nicht auf Dauer Zuwendung und Erfolg für die Pflegenden selbst verspricht. „Lieblingspatient? (Ist) einfach ein Mensch, der einsieht, daß ich ihm helfen will." Sie will auf den Kranken eingehen, dabei aber selbst die Bedingungen stellen, dastehen als Spendende. Sie, die uns eine Episode erzählt hat, wie es ihr selbst einmal im Krankenhaus schwer gefallen ist, um etwas zu bitten – bitten, das war die Erinnerung an die erniedrigenden Bittgänge zum Vater –, distanziert sich von Menschen, die Bedürfnisse formulieren können. „Schwierige Patienten? (...) das sind, die ganz jung sind, die intelligent sind, das sind die schwierigsten, die interessieren sich für ihre Krankheit und fragen auch sehr viel; da ist vielleicht eine Mutter mit sieben Kindern oder eine Bäuerin vom Land, ein Arbeiter, das sind Leute, die man schnell zufrieden stellen kann; das Gefühl, daß man was macht, dann sind die schon zufrieden." Thema in diesem Interview schienen uns vor allem frühe Kränkungen und die Hoffnung auf Wiedergutmachung dieser Kränkungen zu sein. Wer von der Hilfe für Kranke vor allem Anerkennung, Erfolg und Zuwendung erwartet, dem kann es u. U. schwer fallen, abweisende, weniger „erfolgversprechende" Kranke zu betreuen: chronisch Kranke, Alkoholiker, Suizidpatienten. Von letzteren ist kaum Anerkennung, Zuwendung und Erfolg zu erwarten.

Was in diesem Interview scheinbar als persönlicher „roter Faden" auftaucht, Kränkungen, Anerkennungsprobleme und ein Leben, in dem versucht wird, solche kränkenden Erfahrungen wiedergutzumachen, fanden wir auch in anderen Interviews – vor allem mit Frauen. In unserer Untersuchung haben Frauen ihre Lebensgeschichte eher in Themen wie Enge, Verzicht, Beschränktheit, Zurückstecken-Müssen, mangelnde Selbstbe(s)tätigung – und in deren Gegenteil: in Freiheit, Erfolgswünsche, Unabhängigkeit usw. – gefaßt als Männer. (Für diese standen – was sich aus der Besonderheit der von uns untersuchten Gruppe erklären läßt – eher Themen wie „das Leben genießen", „besser leben", „Sicherheit" und „Gegenwart" im Vordergrund.) Frauenthemen können fast durchgängig als Auseinandersetzung mit dem „normalen" Frauenleben, das von Kindheit an mit Hausfrau- und Mutterdasein rechnet und sich am Leben der Mutter abarbeitet, interpretiert werden.

Zu (b): Wir haben also thematische Gemeinsamkeiten zwischen den Interviews gefunden, die u. a. auf unsere Grundannahme zurückwiesen. Es gibt für Frauen gemeinsame thematisch gefaßte Erfahrungen, die sozialwissenschaftlich erklärt werden können. Nur in den

„Lösungen" unterschieden sich die Frauen. Diese „Lösungen" bestimmen die Berufspraxis: in diese geht die Interpretation beruflicher Anforderungen entlang thematisch gefaßter Erfahrungen ein; der Versuch, negative Erfahrungen aufzulösen, wiedergutzumachen, gute zu wiederholen; eine sukzessive Erweiterung – allerdings auch, wenn es nicht gelingt, negative Erfahrungen aufzulösen, Beschneidung von Handlungsmöglichkeiten.

Mit solch „integrierenden Konstrukten" haben wir ein „Instrument" gewonnen, das nicht nur Vergleichbarkeit innerhalb eines Interviews herstellt. Der – auch – gesellschaftliche Charakter dieser zunächst scheinbar ausschließlich persönlichen Thematisierungen trug dazu bei, daß wir sie auch in anderen Interviews mit vergleichbarem Sinngehalt identifizieren konnten. Es gab und gibt vergleichbare und typische Herstellungszusammenhänge für solche Themen: z. B. Milieus und Milieufaktoren in ihrer jeweiligen objektiven und milieuspezifischen Zeit. Wir haben typische Themen gefunden, die sich in typischen Praxisformen äußerten.

Wie sind wir „handwerklich" zu Typen gekommen? Wir konnten zunächst auf Schritt (1) unserer Auswertung zurückgreifen. Dort hatten wir begonnen, Antworten zu den einzelnen Fragen nebeneinanderzukleben. Diese pendelten sich auf ca. zehn Antwortmöglichkeiten (10 aus 80) ein. Wir haben diese (10) Antworten noch einmal zusammengefaßt und im Zusammenfassen gewichtet. Für die Variable „Aufgabendefinition" sind wir so zu den Werten „am Kranken orientiert", „an der beruflichen Kompetenz orientiert", „extern, an Hierarchie/Arzt orientiert" und zu Kombinationen aus diesen drei Definitionsmöglichkeiten gekommen. (Wir haben diese Variable recodiert, um die jeweiligen Gewichte/Tendenzen innerhalb dieser Kombinationen berücksichtigen zu können.) Wir haben dieses Verfahren für jeden Fragekomplex wiederholt (Berufswahl; Qualifikation, Belastungen usw.) und zunächst in der Einzelanalyse auf die Verknüpfungen zwischen diesen Antworttypen geachtet. Der Vergleich zwischen den Interviews zeigte bald, daß es typische Antwortlogiken im Verlauf des Interviews gab. Wer die Aufgabe an der Hierarchie/den Ärzten entlang definierte, nahm Arbeitsbedingungen, Arbeitsteilung und Kooperation, die Situation des Patienten – aber nicht unbedingt Qualifikation und Begründung der Berufswahl –, anders wahr als diejenigen, die ihre Aufgabe rund um den Kranken oder rund um den Kranken *und* auf der Basis ihrer pflegerischen Kompetenz definierten. Letztere lehnten die gegenwärtige Arbeitsteilung zwischen Medizin und Pflege strikt ab, hielten die Pflege keineswegs für einen typischen Frauenberuf und nannten als größte Belastung im beruflichen Alltag die mangelnde Anerkennung im Pflegealltag und des Berufes. Lieblingspatient/in war dann auch eher der/die „emanzipierte", nachfragende, anerkennende.

Ich will die Darstellung hier abbrechen. Wir haben ansatzweise „mit der Hand" so etwas wie eine Profilclusteranalyse versucht: die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Antworthäufungen. Die Themen waren die Klammer zwischen diesen Antworten, „integrierende Konstrukte".

„Hermeneutisch" kann dieses – immer noch sehr aufwendige – Verfahren nicht genannt werden. Aber die typischen Berufspraxisformen und ihre Herstellungszusammenhänge (wie sie entstehen und was in sie eingegangen ist und eingeht) können als Hypothesen zur Bedeutung der Lebensgeschichte für (Berufs-) Praxis und mögliche Veränderung im Pflegeberuf z. B. durch Veränderung des Rekrutierungsmilieus von Pflegekräften (z. B. durch Erhöhung von schulischen Eingangsvoraussetzungen, wodurch ein anderes Milieu als bislang zukünftige Pflegekräfte bereitstellt) gelesen werden. Solche Hypothesen scheinen uns für eine berufspolitische Argumentation wesentlich: Wie soll der Pflegeberuf werden? Was könnte Professionalisierung für Arbeitende *und* Kranke heißen? Was hieße Professionalisierung?

LITERATUR

H. P. BAHRDT, Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern, in M. OSTERLAND (Hg.), Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential, Frankfurt/Köln 1975.

A. H. BARTON/P. F. LAZARSFELD, Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung, in Ch. HOPF/E. WEINGARTEN (Hg.) Qualitative Sozialforschung, Stuttgart 1979.

H. S. BECKER, Typologisches Verstehen, in W. L. BÜHL (Hg.) Verstehende Soziologie, München 1972.

G. BÖHME, Diskussionsvotum zur Bestimmung von Wissenschaft als Arbeit im kapitalistischen System und zum antizipatorischen Begriff wissenschaftlicher Arbeit, unveröffentlichtes Referats-Manuskript, März 1976.

W. FUCHS, Möglichkeiten der biographischen Methode, in L. NIETHAMMER (Hg.) Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Frankfurt 1980.

K. GERDES (Hg.) Explorative Sozialforschung, Stuttgart 1979.

Ch. HOPF/E. WEINGARTEN (Hg.) Qualitative Sozialforschung, Stuttgart 1979.

H. INHETVEEN, Zeit — Geschichte — Biografie, vervielfältigtes Manuskript, Erlangen 1981.

JAHODA/P. LAZARSFELD/H. ZEIS(E)L, Die Arbeitslosen von Marienthal, Frankfurt 1975.
M. KOHLI (Hg.) Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt/Neuwied 1978, Einleitung.
C. MÜHLFELD/P. WINDOLF/N. LAMPERT/H. KRÜGER, Auswertungsprobleme offener Interviews, Soziale Welt 3/1981.
U. MÜLLER, Reflexive Soziologie und empirische Sozialforschung, Frankfurt 1979.
L. NIETHAMMER (Hg.) Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Frankfurt 1980.
U. OEVERMANN/T. ALLERT/E. KONAU/J. KRAMBECK, Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: H.-G. SOEFFNER (Hg.) Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979.
I. OSTNER/E. BECK-GERNSHEIM, Mitmenschlichkeit als Beruf, Frankfurt 1979.
I. OSTNER/A. KRUTWA-SCHOTT, Krankenpflege — ein Frauenberuf? Bericht über eine empirische Untersuchung, Frankfurt 1981.
H. POPITZ/H. BAHRDT/E. A. JÜRES/H. KESTING, Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, Tübingen 1957.
O. SCHWEMMER, Verstehen als Methode, in J. MITTELSTRASS (Hg.) Methodenprobleme der Wissenschaften vom gesellschaftlichen Handeln, Frankfurt 1979.
H. G. SOEFFNER (Hg.) Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979.
K. WAHL u.a., Familien sind anders, Reinbek 1980, Einleitung.
H. ZEISL, Zur Soziographie der Arbeitslosigkeit, in Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, 69/1933.